

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofgasse Nr. 15

Nr. 218.

Pränumerationspreise:
Für Laibach: Ganzj. fl. 8-40;
Kustellung ins Haus drittl. 26 fr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Dinſtag, 23. Sept. 1879. — Morgen: Rupertus.

Insertionspreise: Ein-
malige Petitzeile 4 fr., bei
Wiederholungen 3 fr. An-
zeigen bis 6 Zeilen 20 fr.

12. Jahrgang

Die Wiener Ministerbegegnung.

Vorgestern um die zehnte Vormittagsstunde ist Fürst Bismarck mit dem Salzburger Zuge der Westbahn in Wien eingetroffen. Der eiserne Staatskanzler ist heute in physischer Beziehung nicht mehr der Mann, der er war, als er vor sechs Jahren die Wiener Weltausstellung besuchte. Die riesige Arbeitslast, welche auf seinen Schultern ruht, hat auch auf den Gesundheitszustand jener Hünengestalt störend zurückgewirkt, als welche wir Bismarck uns vorzustellen gewohnt sind. Aber noch lebt der gewaltige Geist in gewaltigen Manne, und als Graf Andrassy, freudig bewegt, dem Fürsten Bismarck entgegenging, um ihm beim Aussteigen aus dem Waggon behilflich zu sein, da slog ein freudig zufriedenes Lächeln über die sonst so ernsten Züge des eisernen Kanzlers, als er, den Händedruck Andrassy's erwidern, dessen Rechte mit seinen Händen fest umschloß. Ist auch das Verhältnis, in welchem Bismarck zu Andrassy steht, als das des Meisters zum Schüler zu bezeichnen: am Perron der Westbahn standen sich die beiden Männer ebenbürtig gegenüber, beide nur von dem Wunsche befeuert, die Interesseneinheit der beiden großen Nachbarstaaten so fest zu knüpfen, daß an eine Trennung des darauf basierten engen Bündnisses so bald nicht gedacht werden kann.

Wir stehen in Anbetracht der allgemeinen Aufregung, welche die Kanzlerreise nach Wien gerade im gegenwärtigen Augenblicke in Rußland wie in Frankreich hervorrief, nicht an, den Moment der Begegnung Bismarck's mit Andrassy als einen weltgeschichtlichen zu bezeichnen. Um ihn herbeizuführen, mußten lang eingewurzelte Anschauungen beseitigt, alte Verhältnisse gelockert werden. In Berlin mußte die hohenzoller'sche Familientradition der Reichspolitik weichen, welche nicht in Petersburg, sondern in Wien ihre natürlichen Verbündeten sucht. In Oesterreich aber, wo noch vor kurzem der Preußenhaß als eine Art

von trivialem Patriotismus galt, mußte die bessere Einsicht in die Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegenwart alteingewurzelte Antipathien überwinden, welche die so viele Jahrzehnte hindurch währende Rivalität der hohenzoller'schen und habsburgischen Politik erzeugt und großgezogen. Heute ist dieser für das politische Leben der Zukunft hochwichtige Umwandlungsprozeß eine vollendete Thatsache geworden, und daß auch die Bevölkerung, daß auch das Volk in seiner Gesamtheit daran freudigen Antheil nimmt, das bewies der herzliche Zuruf „Hoch Bismarck!“, mit welchem die am Perron der Westbahn versammelte Menschenmenge den Kanzler Deutschlands begrüßte.

Zu welchen Erwartungen die Reise Bismarck's nach Wien berechtigt, haben wir bereits vor einigen Tagen in unserem Artikel „Bismarck in Wien“ ausgeführt. Heute wird unsere damals ausgesprochene Anschauung, daß eine österreichisch-deutsche Allianz durch die wechselseitige Deckung der beiden Staaten gegen einen eventuellen Angriff Deutschlands durch Frankreich oder Oesterreichs durch Rußland eine Friedenspolitik im vollsten Sinne des Wortes bezeichne, durch einen Artikel der „Nordb. Allg. Ztg.“ bestätigt, nach welchem die Kanzlerzusammenkunft in Wien zwar jedes aggressiven Charakters entbehrt, gleichwol aber für Oesterreich die Garantie gegen den Panflavismus, für Deutschland den vollen Rückhalt gegen alle auf Revanchegelüste basierende Allianzen und für Europa eine Bürgschaft des Friedens gewährt. Das officiöse Blatt des Fürsten Bismarck vermeidet es absichtlich, Frankreich und Rußland als die Staaten zu nennen, von welchen eine Störung des europäischen Friedens ausgehen könnte. Frankreich gegenüber ist das ein Act des politischen Anstandes; was aber Rußland anbelangt, so klingt es wie eine beißende Satyre, wenn die „Nordb. Allg. Ztg.“ erklärt, daß eine österreichisch-deutsche Entente, welche ihr Hauptaugenmerk auf die vollständige Durchführung des Berliner Vertrages richtet, für Rußland, das es mit

diesem Vertrage aufrichtig meint, kein Dorn im Auge sein könne. Man weiß, was es mit dieser Aufrichtigkeit für Bewandnis hat, und das Organ Bismarck's ist wol auch nur mit Rücksicht auf die dynastischen Beziehungen zwischen Berlin und St. Petersburg höflich genug, die russische Politik von der panflavistischen Agitation zu trennen, der es den Krieg auf Leben und Tod erklärt. „Der Panflavismus, welcher derzeit gezwungen wurde, sich knirschend in den Winkel zurückzuziehen, wird Deutschland und Oesterreich Arm in Arm und Rücken an Rücken finden, sobald er sich es beifallen läßt, von frommen Wünschen zur That überzugehen.“ Das ist klar und verständlich genug gesprochen, um der russischen Politik ein klares Urtheil über die Bedeutung der Kanzlerbegegnung zu ermöglichen.

Ebenso sachlich richtig ist das Urtheil der „National-Zeitung“ über die praktischen Gesichtspunkte der Wiener Ministerbegegnung: „Die Stellung Oesterreichs in Bosnien und der Herzegowina hat etwas Analoges mit der Stellung Deutschlands in Elsaß-Lothringen. Beide Länder sind zunächst aus militärischen Gründen von den mitteleuropäischen Großmächten besetzt worden, beide repräsentieren eine offensive Stellung zu defensiven Zwecken. Beide Stellungen haben die Volksleidenchaften in großen Nationen erregt und können nur behauptet werden, so lange die Machtverhältnisse die gleichen sind, unter denen sie erworben worden sind. Der Besitz und die Erhaltung dieser Gebiete zieht der Politik beider Staaten ganz besondere Grenzen. Ist der deutsche Kaiser in dem Augenblicke mit der Revidierung der Wehrkraft auf der westlichen Grenze deutschen Volksthumes beschäftigt, so hat der Reichskanzler in eigenthümlichem Zusammentreffen sich in der Hauptstadt des deutschen Oesterreichs mit den Aufgaben zu befassen, die durch die Vorschübung der Truppen bis zu jener äußersten Mark im Osten erwachsen sind. Diese Thatsachen haben ihre eigenthümliche Sprache, aber diese Sprache ist sicher keine be-

Feuilleton.

Eine verlassene Residenz.

Die parlamentarischen Körperschaften Frankreichs haben augenblicklich Ferien, und wenn sie nach etwa zwei Monaten wieder zusammentreten, wird es an einem andern Orte, in Paris im Palais Bourbon sein. Die Sitzungen der Legislaturen haben so in Versailles gerade acht und ein halbes Jahr gewährt, und die Stadt des Grand Monarque wird wieder auf die Stufe zurücksinken, die sie vor dem Kriege einnahm.

Blickt man auf den Verlauf des politischen Dramas zurück, das sich seit 1870 in Versailles abspielte, so muß man gestehen, daß die alte Stadt in mehr als einem Sinne Vortheil daraus gezogen hat. Ganz besonders glücklich sind die Hotelbesitzer gewesen. Vor dem Kriege waren sie auf die etwa erscheinenden Fremden und auf die Offiziere der Versailler Garnison angewiesen gewesen; jedoch im September 1870, als die deutsche

Armee sich über Frankreich ergossen, stieg Versailles plötzlich zu dem Range einer Stadt empor, die mit vornehmer Welt überfüllt ist. Es beherbergte vier Könige und eine ganze Schar von Großherzögen und Prinzen. Man konnte damals in einer halben Stunde mehr Generälen begegnen, als man sonst in einem Monate in irgend einer der Hauptstädte der Welt zu zählen vermöchte; und nachmittags um 5 Uhr drängt sich an der Table'd'hôte des Hotels des Reservoirs eine derartige Anzahl von Potentaten, Kommandierenden und Staatsmännern, daß ein gewöhnlicher Sterblicher, der sich in den Saal verirrt, sich vorfinden mußte wie ein junges Hündchen in einer Ménagerie von Löwen. Paris ward unterdeß belagert und der dumpfe Donner der Geschütze vermischte sich mit dem Knallen der Champagnerpfropfen und dem Klirren des Goldes, das Nacht für Nacht über die Spieltische rollte. In dem Lager der Sieger ging es hoch her und die Wirthe zogen ihren Vortheil davon. Wie sollte es auch anders gewesen sein. Die Sprossen erlauchter Häuser, die morgen von einer feindlichen

Kugel ereilt werden konnten, kümmerten sich nicht sonderlich darum, was sie heute ausgaben, und als nach Friedensschluß auf französischer Seite die Bilanz aus den Büchern gezogen wurde, stellte es sich heraus, daß die Sieger auf feindlichem Boden einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil der Summe gelassen hatten, die sie als Kriegsentschädigung forderten.

Darauf kam wiederum eine gute Zeit für Versailles, Paris fiel der Commune anheim und der Besitzstand suchte den für ihn heißen Boden zu verlassen. Ueber die Hotels und Privatwohnungen, die kürzlich noch von den siegreichen Kriegsheeren besetzt waren, ergoß sich nun ein Schwarm ängstlicher Franzosen, Legationssoldaten, Stelleninhaber, Stellenjäger und die Offiziere der großen Armee, die nun für den Bürgerkrieg organisiert ward. Die Spiegelgalerie des Schlosses, in der jüngst erst der König von Preußen zum Kaiser von Deutschland proclamiert worden war, verwandelte sich in einen Schlaftaal für Mitglieder der Nationalversammlung, die kein Obdach hatten finden können, und in dem Marschallsaal,

drohliche. Vielmehr scheinen sie den festen Punkt zu geben, an den alle Interessen Europa's, die mit dessen Frieden zusammenfallen, ihren natürlichen Anschluß finden."

Wir haben diesen Erörterungen nichts mehr hinzuzufügen, als den Ausdruck der Erwartung, daß der enge Anschluß Oesterreichs an Deutschland auch die Wirkung des moralischen Einflusses erhöhen werde, welchen schon bisher jeder Sieg des Liberalismus in dem einen Staate auf die Förderung gleichartiger Bestrebungen im Nachbarstaate ausübte. Auf diesem Gebiete können wir dem Fürsten Bismarck allerdings nicht unsere volle Sympathie entgegenbringen. Hat aber auch Bismarck keine Neigung, der Strömung des deutschen Liberalismus mehr freien Lauf zu lassen, als er es im Interesse der Reichspolitik für unumgänglich nothwendig hält, so darf er doch das Verdienst beanspruchen, der Herrschaft des Junkerthums und den Annahmen der Klerikalen Deutschlands ein Ziel gesetzt zu haben. Wir in Oesterreich aber können ganz gewiß überzeugt sein, daß die eingeständenermaßen gegen den Panславismus gerichtete Politik des deutschen Kanzlers niemals Bestrebungen ermuntern wird, welche unter dem Aushängeschild der Autonomie in Oesterreich den Verehrern des panslawistischen Prinzips und ihrem klerikal-feudalen oder nach deutscher Ausdrucksweise pfäffisch-junkerlichem Anhang das Heft in die Hände spielen wollen.

Die Gefangennahme Cetewayo's.

Die englischen Berichte über die Gefangennahme des Zulusönigs geben der schwarzen Majestät das Zeugnis, daß deren würdevolles Benehmen im Unglück der Größe des letzteren keineswegs nachstand. Seit Wochen war Lord Gifford dem Zulusönig hart auf den Fersen gewesen, und Cetewayo hatte sich in seiner Noth an den König der Amatongas gewandt, den er mit einem Geschenk von mehreren tausend Häuptern Vieh für sich zu gewinnen hoffte. Dieser sandte aber das Geschenk zurück mit der Botschaft, daß er sich dem Vorrücken Cetewayo's nach den Grenzen der Amatongas widersetzen würde. Schließlich hatte er in einem Kraal in dem nördlich vom schwarzen Umvolosi gelegenen Ngomewalbe Zuflucht gefunden. Aber auch dorthin folgte ihm Lord Gifford mit seinen Leuten und kam am 28. August früh morgens im Südosten des Kraals an. Fürchtend, daß, falls er während des Tages über die ihn von dem Kraal trennende Dichtung vorrückte, Cetewayo sich in die Büsche schlagen würde, beschloß er bis zum Eintritt der Dunkelheit sich verborgen zu halten und dann erst zur Umzingelung des Kraals zu schreiten. Inzwischen war Major Marter mit

seinen Dragonern nordöstlich vom Kraal erschienen und von der schwarzen Majestät bemerkt worden. Doch machte Cetewayo sich nicht viel aus der Anwesenheit der Reiter, da er annahm, daß sie nicht ohne warnendes Geräusch sich ihm nähern könnten. Er blieb somit ruhig im Kraal liegen. Doch war Major Marter mindestens ebenso schlau als der Beherrscher aller Zulus. Er dachte nämlich, Klappern gehöre nicht zum Handwerk, und hieß deshalb seine Reiter die Sättel von den Pferden nehmen und sie sammt den Säbelscheiden unter dem Schutze einer Wache zurücklassen. So schlich er sich geräuschlos heran, ihm voraus die unberittenen Eingeborenen, die rascher als die Reiter fortkommen konnten. In der Nähe des Kraals stürzten sie aus dem Wald, umzingelten die Hütten und schrien: „Der weiße Mann kommt, ihr seid gefangen.“ Major Marter war bald nachher an Ort und Stelle, stieg vom Pferde, schritt in den Kraal hinein gerade auf die Hütte zu, die dem König als Obdach diente, und rief ihm zu, herauszukommen und sich zu ergeben. Der König aber fürchtete sich und sprach: „Nein, komme Du zu mir!“ Dazu wollte Marter sich indeß nicht bequemen und bestand darauf, daß Cetewayo zu ihm komme. Demgemäß kroch er schließlich hervor, richtete sich inmitte der ihn umringenden Dragoner würdevoll auf und ergab sich dem Major. Als er so dastand, in eine rothe Bettdecke wie ein alter Römer in seine Toga gehüllt, wollte einer der Reiter Hand an ihn legen, doch winkte er ihn vornehm ab, sprechend: „Weißer Krieger, laß mich gewähren.“ Dann ersuchte er mit höflichem Ernste darum, erschossen zu werden, was ihm indessen abgeschlagen wurde. Vielmehr wurde er gebeten, sich nach dem Zelte Lord Gifford's zu bemühen, der inzwischen von der Gefangennahme gehört hatte. Langsam, abgemessenen Schrittes, das Haupt stolz in den Nacken geworfen, ging er durch die Reihen der Soldaten dahin, die Engländer mit stolzen, die Eingeborenen mit verächtlichen Blicken messend. Auf dem Marsche nach Ulundi gab er der Begleitmannschaft ziemlich viel Umstände. Er setzte sich nämlich häufig hin und wollte nicht weiter gehen, da er zu sehr erschöpft sei. Letzteres konnte nicht angezweifelt werden, wie denn überhaupt die, welche ihn in besseren Tagen gekannt und jetzt wiedersehen, ihn körperlich sehr heruntergekommen finden. Andererseits aber weigerte er sich auch, ein Pferd oder ein Maulthier zu besteigen. Von seinem Gefolge machten ihrer elf während des Marsches einen Fluchtversuch. Sechs davon entwischten, die übrigen fünf aber wurden durch Schüsse niedergestreckt. Am 31. August, morgens gegen 10 Uhr, kam Cetewayo mit seiner Bedeckung in Ulundi an und wurde in einem Zelte nächst der Lagerwache untergebracht, wäh-

rend seinem männlichen und weiblichen Gefolge ein Zelt neben dem seinigen eingeräumt wurde. Am 1. September sollte er, von dem Artilleriehauptmann Boole begleitet, nach Fort Victoria aufbrechen. Sein Land soll nunmehr in sechs oder acht Bezirke getheilt und jeder dieser letzteren einem Zuluhäuptling zur Regierung übergeben werden. Zwei englische Residenten werden eingesetzt, einer für das nördlich, der andere für das südlich des weißen Umvolosi gelegene Gebiet. Irgendwelche Machtvollkommenheit in Verwaltungs- oder Gerichtssachen wird ihnen nicht beigelegt, sondern sie sollen nur die englische Regierung in den ihnen zugewiesenen Bezirken vertreten, den Häuptlingen auf deren Ersuchen Rathschläge erteilen, bei etwa zwischen den Stämmen ausbrechenden Streitigkeiten als Vermittler und Schiedsrichter walten und namentlich darüber wachen, daß die Häuptlinge die Bedingungen beobachten, unter denen ihnen die Regierung übertragen wird. Die hauptsächlichsten dieser Bedingungen bestehen in der Abschaffung des bisherigen Militärsystems, dem Verbot der Zauberei, dem Versprechen einer unparteiischen Aburtheilung angeklagter Personen und dem ferneren Versprechen, vor einer etwaigen Kriegserklärung die Vermittlung des Residenten anzurufen. Im übrigen können die Häuptlinge frei schalten und walten.

* * *

Die altegedische „Politik“ fährt fort, dem Ministerium Taaffe die Ueberzeugung nahe zu legen, daß es nur bei vollständiger Berücksichtigung der nationalen Wünsche auf eine Unterstützung vonseite ihrer Partei rechnen könne. „Wenn das Ministerium auf die Unterstützung der Autonomisten reflectiert, so wird es nicht nur guten Willen, an den wir glauben wollen, sondern auch Energie und Thaten zu zeigen haben, die wir bisher durchaus vermiffen. Erst wenn die Wölfer sehen, daß ihre nationale Existenz gewährleistet und ihnen das gleiche Recht verbürgt ist, werden sie an den „großen Fragen, welche in Oesterreich zunächst der Lösung harren“, als da sind: die „Erhaltung der Wehrkraft der Monarchie“, die „Sicherung unserer Interessen im Orient“ und andere, welche uns die Officiofen ans Herz legen, sich „gleich interessiert“ finden.“ So lange also die Herren Gecken nicht ein besonderes Huhn im Topfe erhalten, sind ihnen die Reichsinteressen ganz gleichgiltig. Ein recht saubere Patriotismus das, der es wirklich ganz unbegreiflich scheinen läßt, daß die officiose „Montags-Revue“ sich noch immer sehr viel auf die Majorität zugute thut, über welche das Cabinet angeblich verfügt. Wir glauben zwar dem betreffenden Officiofus herzlich gerne, daß sich Graf Taaffe zu keinem direkten Angriff auf die Verfassung bewegen

in welchem die Bildnisse sämmtlicher Marschälle von Frankreich aufbewahrt werden und in dem während des Krieges eine Lazarethabtheilung sich befunden hatte, war der Minister des Auswärtigen genöthigt, seine Bureau aufzuschlagen. Und wiederum ergoß sich ein Goldstrom durch die alte Stadt, und die guten Versailler, die als Patrioten das Unglück beweinten, von dem Frankreich heimgejucht worden war, mußten, wenn sie sich auf die Tafel klopfen, gestehen, daß kein Unglück so groß ist, das nicht ein Glück in seinem Gefolge hat. Versailles ist eine Stadt von Palästen. Die meisten derselben wurden von dem hohen Adel erbaut, der zur Zeit Ludwigs XIV. und Ludwig XV. in der Nähe des Königs zu residieren wünschte. Es befinden sich prachtvolle Häuser unter ihnen, viel zu luxuriös angelegt für den bescheidenen Fuß, auf dem gegenwärtig selbst die reichsten Leute leben. Vor dem Kriege standen die meisten derselben wohnungsweise zu vermieten und nur sehr wenige hatten die entsprechende Zahl von Einwohnern. Ueber den Thorbogen der Häuser konnte man allerorts in den Hauptstraßen die weißen

Bettel gewahren, die unmobilierte, und die gelben, die mobilierte Wohnungen ausboten, und wenn man damals ein Haus miethen wollte, hatte man nicht nur reiche Auswahl, sondern konnte auch die Bedingungen nach Belieben stellen.

Während des Krieges stieg mit einem male die Hausrente um 200 Prozent, und die Hausherren, die ihre Häuser zu billig vermietet hatten, machten qualvolle Stunden durch, wenn sie ihre Miethverträge in den Händen hin und her drehten, um zu erspähen, ob nicht in den Bestimmungen ein gefehltes Hintertürchen gelassen sei. In vielen Fällen konnten die Miether für Aufgabe ihres Contractes eine ganz anständige Abstandssumme erhalten. Die Gier der Hauseigentümer trieb indeß sehr viele Personen fort, die sich unter anderen Verhältnissen sehr gerne an dem Sitze der Regierung und der Legislative niedergelassen hätten, und die Agitation für Verlegung des Parlamentes erhielt dadurch ihre hauptsächlichste Stärke, daß in Versailles alles zu theuer geworden war — Wohnungen sowol wie Lebensmittel, Luxusgegenstände sowol wie das Allernöthigste. Nichtsdesto-

weniger mietheten mehrere der unternehmendsten Parteiführer Häuser in Versailles, um ihren politischen Freunden nach allzulangen Parlamentsdebatten eine Erholung zu bieten; und mehr als eines dieser Häuser hat seinem Inhaber zu einer politischen Machtstellung verholfen durch die zwanglosen kleinen Dinners, die regelmäßig gegeben wurden, wenn die Sitzungen über die gewöhnliche Zeit gedauert hatten. In manchen Wohnungen wieder vollzogen sich wichtige Ereignisse. So war das Haus des Generals Changarnier der gewöhnliche Sammelplatz für die Intriguanten der conservativen Partei, durch deren Kabale Thiers zum Sturze gebracht wurde; der General mit den zuvorkommenden Manieren hatte übrigens ein Stück Arbeit zu verrichten, bis er es endlich dahin brachte, daß Orleanisten und Bonapartisten an einem Orte friedlich mit einander verkehrten. Im Hause des Herzogs von Harcourt wohnte der Marschall Mac Mahon, als der Herzog von Broglie und Buffet bei ihm erschienen, um ihm die Präsidentschaft anzubieten; hier auch wurde die Art von Staatsstreik geplant, infolge deren Jules Simon demif-

lassen wird. Aber wir glauben kaum, daß er, wie die „Montags-Revue“ zuversichtlich behauptet, im Stande sein wird, zu verhindern, daß eine staatsrechtliche Discussion mit praktischen Zielen vom Reichsrathe inaugurirt werde. Denn ein solches Bemühen würde ja der gerade Gegensatz der Vorbedingungen sein, unter welchen der Regierung die Unterstützung der Nationalen in Aussicht gestellt wird. Was aber die weitere Bemerkung anbelangt, daß die Organe der Verfassungspartei dem Ministerium nur deshalb voreilige Leichenreden halten, um ihre eigene Furcht zu betäuben, so ist das eine jener albernen Phrasen, wie sie die Officiösen besonders dann in blühender Fülle zutage fördern, wenn sie einer peinlichen Verlegenheit gegenüberstehen. Eine solche wird ihnen offenbar durch die Maßlosigkeit der nationalen Ansprüche bereitet, während umgekehrt die Verfassungspartei gerade dadurch in der Ueberzeugung bestärkt werden muß, daß der Bestand eines, wenn auch nur platonisch verfassungstreuen Systems auf Grund der Höhenwartigen Majorität im Parlamente schlechterdings unmöglich ist.

Einen nicht uninteressanten Beleg über die Einigkeit im Schoße dieser „Partei“ liefert der Bericht eines Lemberger Blattes, nach welcher die Herren Grocholski und Czartoryski lediglich als Privatpersonen der Konferenz beim Grafen Hohenzwart beigewohnt haben, da sie von niemandem die Autorisation erhielten, im Namen der polnischen Abgeordneten irgendwelche Verbindlichkeiten einzugehen.

* * *

Der ehemalige preussische Cultusminister hat das Schreiben des Chefredacteurs der „Deutschen Revue“, in welchem er um die politische Mitarbeiterschaft für diese bestrenommirte Wochenschrift ersucht wird, mit einem Briefe beantwortet, welcher seinem Inhalte nach das größte Interesse beanspruchen darf. Nachdem Dr. Falk seine Bereitwilligkeit erklärt, auf die Wünsche des Chefredacteurs H. Fleischer einzugehen, spricht er sich über die zukünftige politische Lage in einer Weise aus, welche keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß der Schöpfer der Waigesetze als Abgeordneter sich in den Reihen der parlamentarischen Opposition gegen das mit seinem Rücktritte inaugurierte conservative System befinden werde. Dr. Falk glaubt nicht daran, daß Bismarck freiwillig nach Canossa gehen werde. Aber er glaubt, daß die derzeitige Staatsverwaltung den an sie gerichteten Anforderungen auf eine Revision der Schulgesetze in ganz anderer Weise entgegenkommt, wie er das von seinem Standpunkte aus für statthaft hält. Darum kann sich auch Dr. Falk der Ueber-

fionirte und im Jahre 1870 die Auflösung der Kammer erfolgte.

Eine denkwürdige Szene spielte sich an einem Dezember-Abend des Jahres 1873 in dem Hause de la Rochelle auf dem Boulevard de la Reine ab, als einige legitimistische Deputierte den Grafen von Chambord zu überreden suchten, uerschieden in das Schloß und die Nationalversammlung zu gehen, die Tribune zu besteigen und sich zum König ausrufen zu lassen. Der Prinz ging in dem Speisesaale hin und her, argumentierte, schwankte, bis die Stunde vorüber war, wo der abenteuerliche Streich mit Erfolg hätte zur Ausführung gebracht werden können. Viele competenten Beurtheiler sind der Ansicht, daß, wenn Graf Chambord dem an ihn gestellten Ansinnen entsprochen hätte, die Republik in Frankreich jetzt nicht mehr existieren würde: gewiß ist, daß an dem Abende, an dem das Projekt ventilirt wurde, ein Deputierter, der Wind von der Sache bekommen, in dem Speisesaal des Hotels des Reservoirs eine vollständige Panik hervorrief, als er mit dem Rufe hereinstürzte: „Heinrich V. hat soeben das Schloß betreten und die Garde ihn mit Zuruf empfangen.“ Man bemerkte damals, daß verschiedene Deputierte,

zeugung nicht ent schlagen, daß es zunächst vom Ausgange der Wahlen abhängig sein wird, den klerikalen Ansturm auf die Schulgesetze zurückzuschlagen, welcher die Regierung unter Umständen weiter drängen kann, als das vielleicht gegenwärtig in ihrer Absicht liegt.

Die rumänische Deputiertenkammer ist noch immer nicht über die Schwierigkeiten der Judenfrage hinausgekommen. In der Freitagssitzung erklärte der Abgeordnete Vernescu, die Regierung habe durch ihre Aeußerung, daß Rumänien bedroht sei, wenn die Kammern den Artikel 7 nicht nach den Wünschen Europa's revidieren würden, das Land erschreckt. Diese Frage sei eine rein innere Angelegenheit, und könnten die Mächte von Rumänien nicht verlangen, daß es den Einwohnern israelitischer Confession mehr gebe, als es zu geben vermöge. Er bitte die Kammer, den von der Regierung bekanntlich als nicht durchführbar bezeichneten Mehrheitsentwurf anzunehmen, der den Wünschen Europa's und den nationalen Interessen gleichzeitig gerecht werde. Dem gegenüber bemerkte Minister Cogalniceanu, daß die Regierung einen Gesetzentwurf vorlegen werde, welcher nicht, wie der Abgeordnete Vernescu befürchtete, eine Massenemancipation bezwecke, sondern eine den Landesinteressen und den Forderungen der Mächte entsprechende Lösung enthalte. Die Regierung werde nicht die Emancipation von 300,000, auch nicht von 30,000, ja nicht einmal von 3000 Individuen beantragen. Sollte der diesbezügliche Gesetzentwurf nicht angenommen werden, so werde das Ministerium das thun, was sich in solchen Fällen geziemt (d. h. wol seine Entlassung fordern oder aber die Kammer auflösen.) Damit man aber nicht glaube, daß es ihm nur um eine Drohung zu thun sei, so erkläre er, daß er die Auflösung der Kammern für gefährlich erachte. Es sei ihm unbekannt, was das Cabinet beschließen wird; er wisse bloß, daß diejenigen, welche den Entwurf verwerfen werden, eine große Verantwortung auf sich laden.

Vermischtes.

— Eine Reminiscenz aus dem Jahre 1848. Beim Kanalbau in der Glodengasse (Gepoldstadt) in Wien an der Stelle, wo dieselbe in die Blumauergasse einmündet, stießen kürzlich eines Nachmittags die Arbeiter bei Aushebung eines Grabens auf ein reichhaltiges Lager verwitterter Menschenknochen. Diese menschlichen Ueberreste rühren, wie mit Bestimmtheit angenommen werden kann, von jenen Opfern her, die im Jahre 1848 im damaligen „Odeon“, das sich in nächster Nähe der Fundstelle befand, verunglückten und deren Leichen in den

anstatt nach dem Schlosse zu eilen, schnurstracks die Eisenbahn zu erreichen suchten — ein Manöver, das der Republic sehr wenig geholfen haben würde, wenn sie wirklich in Gefahr gewesen wäre.

Werkwürdig und sehr bezeichnend für die französische Eigenart ist es, daß, obgleich das Parlament über acht Jahre in Versailles tagte, zwischen dieser Stadt und dem eleganten Paris nie ein Wagen dienst feineren Stils für den regelmäßigen Verkehr eingerichtet worden ist. Ein wichtiger Engländer meint, es zeige das, daß die sportliebenden Franzosen doch nicht die Vorliebe für Pferdefleisch besäßen, wie es zuweilen behauptet werde. In London würde unter ähnlichen Verhältnissen ein Four-in-hand dem andern gefolgt sein. Die Fahrt von Paris nach Versailles dauert nur anderthalb Stunden, die Wege sind vortrefflich und das Landschaftsbild ununterbrochen ein ansprechendes. Ein Wagenverkehr nach englischem Systeme würde sich gewiß rentiren haben; allein Engländer und Franzosen sind nun einmal grundverschieden von einander. Im Pariser Jockeyklub ist einige mal die Rede davon gewesen, eine „Mail“ einzurichten, aber über das Projekt hat man die Sache nie hinans bringen können.

nebenliegenden Gärten begraben worden sind. Man hat die gefundenen Menschenknochen zur Beerdigung auf den Central-Friedhof übertragen.

— Noch ein Sohn Louis Napoleons erwordet. Dem „P. Z.“ wird von seinem Londoner Korrespondenten geschrieben: Man versichert mir auf das bestimmteste, daß der in Kabul ermordete englische Gesandte Sir Louis Napoleon Cavagnari der natürliche Sohn Napoleons III. gewesen sei. Der spätere Kaiser machte als Prinz während seines Londoner Aufenthaltes die Bekanntschaft der Irlanderin Ravannah oder Cavannah und gab dem Sohne, der aus dem eingegangenen Verhältnisse entsprang, den italienisch klingenden Namen, der an denjenigen der Mutter erinnert und nun der englischen Geschichte angehört. Für die Möglichkeit der Behauptung, die ich hiemit wiedergebe, spricht außer den beiden Vornamen des Majors, nämlich Louis Napoleon, und dem Alter desselben auch noch die große Aehnlichkeit in den Gesichtszügen der angeblichen Verwandten, die besonders auffällt, wenn das jüngst in der „Illustrated London News“ erschienene Porträt Cavagnari's genauer betrachtet wird. Wäre die Mittheilung richtig, und ich glaube, sie ist es, dann ließen sich ohne Schwierigkeit Betrachtungen über die seltsamen Fügungen des Schicksals anstellen, das den legitimen Sohn des Kaisers einen unnatürlichen Tod im Zululande und den illegitimen einen eben solchen in Afghanistan finden läßt, den einen wie den andern im Dienste Englands, welches den Begründer der napoleonischen Familie bei Waterloo besiegte und bis zu seinem Tode auf St. Helena gefangen hielt!

— Nihilistisches. Der „Deutschen Mosk. Ztg.“ wird aus Odessa geschrieben: „Vor einigen Jahren gerieth in Kiew ein neunzehnjähriger Gymnasiast Namens Nikolai Gorinewitsch in nihilistische Kreise, deren Treiben jedoch bald einen solchen Abscheu in ihm erweckte, daß er sich von ihnen zurückzog. Da man aber fürchtete, daß er zum Verräther an seinen bisherigen Kameraden werden möchte, beschloß das nihilistische Exccutionscomité seinen Tod. Die ihm drohende Gefahr ahnend, flüchtete sich der junge Mann nach Odessa; aber auch hierher wurde er verfolgt. Auf einem entlegenen Plage, wohin man ihn gelockt hatte, wurde er am Abend von mehreren Personen überfallen und tödtlich verwundet. Als er besinnungslos am Boden lag, übergossen die Wächter, die ihn wahrscheinlich für todt hielten, sein Gesicht mit Schwefelsäure, um ihn unkenntlich zu machen. In diesem entsetzlichen Zustande fand man ihn am nächsten Morgen und brachte ihn, da er noch Lebenszeichen von sich gab, in ein Hospital. Hier wurde er so weit wieder hergestellt, daß er nach Petersburg transportirt werden konnte, wo inzwischen die Untersuchung in Sachen der nihilistischen Propaganda begonnen hatte. Der Zustand des Unglücklichen besserte sich allmählich, aber seine rechte Hand so wie sein rechtes Bein blieben gelähmt und sein Gesicht gewährte einen wahrhaft entsetzlichen Anblick. Die ätzende Säure hatte fast alle Fleischtheile desselben verbrannt; Nase, Ohren und Haare waren fort, die Augen vollständig ausgelaufen. Einen lebendigen Totenkopf glaubte man zu erblicken! Zerrüttet wie sein Körper war auch seine Seele. Er versuchte Hand an sich zu legen, um seinem elenden Dasein ein Ende zu machen. So fand ihn ein hochgestellter Mann, Herr B—w, der, von edler Menschenliebe getrieben, Gefängnisse und Hospitaler besucht, um deren Insassen mit Trost, Rath und That beizustehen. Er nahm den bellagerten werthen Jüngling aus dem Gefängnishospitale in sein Haus, ließ ihm dort sorgfältige Pflege angedeihen. Gegenwärtig weilt Gorinewitsch auf einem einsam gelegenen Gute des Grafen B—i. Eine weiße Kappe verhüllt sein entstelltes Haupt den Blicken der Menschen, mit den Fingern der linken Hand aber liest er eifrig die Blindenbibel, worin er schnell eine große Fertigkeit erlangt hat, und trägt sein hartes Schicksal mit Ergebung.“

— Die Stadt Kabul, auf welche im gegenwärtigen Augenblicke die Augen der zivilisirten Welt gerichtet sind, liegt größtentheils auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses. Sie war der Lieblingsaufenthalt des Sultans Baber und ersetzte seit der Regierung Timurs Kandahar als Landeshauptstadt. Ihre Gründung verliert sich in dem Dunkel der Zeit; ihr Klima ist ein überaus angenehmes und Baber selbst hat ihren Laub- und Blumenschmuck verherrlicht. Der Handelsverkehr mit Indien, Kandahar und Bokhara ist ein sehr bedeutender; Gärten und Straßen sind verhältnismäßig sehr rein gehalten und machen für Europäer den Aufenthalt zu einem angenehmen. Mehr als 2000 Meter über dem Meerespiegel gelegen, hat man eine herrliche Aussicht auf die Umgegend. Schnee bedeckt vom Oktober an die Bergeshöhen im Süden und Osten, fällt aber vor Dezember selten auf die Ebene hinab und verschwindet im Februar. Dann fängt die Regenzeit an, bis mit dem April das trockene Wetter ständig wird. — Die Vertheidigungswerke der Stadt bestehen aus einer, in einem sehr schlechten Zustande sich befindenden Mauer und einer Art von Citadelle oder Fort auf einer Anhöhe östlich von der Stadt. Von Baber begonnen und von Orang-Zeb vergrößert, trägt sie den Namen Bala-Hissar. Die Citadelle kann fünftausend Mann fassen und beherrscht die Ebene, dürfte indeß den Engländern kaum einen ernstlichen Widerstand bereiten.

Kokal- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Hoher Besuch.) Heute abends 6 Uhr wird Erzherzog Rainer zur Inspicierung des Landwehrbataillons hier eintreffen. Der Aufenthalt desselben ist auf einen Tag festgesetzt, und wird der Herr Erzherzog morgen abends unsere Stadt wieder verlassen.

— (Klerikale Herzlosigkeit.) In der gestrigen Nummer haben wir unseren Lesern die entsetzliche That des Amtsdieners Hofmann mitgetheilt, welchen die Verzweiflung um die verlorene Existenz zum Selbstmord und zum Morde seines 4jährigen Kindes trieb, das er um keinen Preis allein und hilflos in dieser Welt des Eigennutzes zurücklassen wollte. Es ist Thatfache, daß Hofmann mit ungewöhnlicher Härlichkeit an seinem Kinde hing, und daß seine wahnsinnige That die Bitte zu enthalten schien, daß er auch im Tode von seinem Lieblinge nicht getrennt werden möge. Diesem so entsetzlich zum Ausdruck gebrachten Wunsche eines Unglücklichen wurde nicht entsprochen; sein Söhnchen ruht, nach katholischem Ritus eingesegnet und begraben, weit von ihm, während er, der Geächtete, ohne geistliche Intervention gleich hinter der Kapelle eingescharrt wurde. Der functionierende Geistliche hatte sich nämlich gleich nach Beerdigung des Kindes ganz einfach entfernt. Um so ergreifender waren die Worte eines schlichten Mannes aus dem Volke, welcher nach Entfernung des Geistlichen der dichtgedrängten Menge Ruhe gebot, an das Grab des Unglücklichen trat, das Haupt entblößte und laut vernehmbar drei Vaterunser vorbetete, welche ihm von sämtlichen Anwesenden mit tiefer Rührung laut nachgebetet wurden. O, ihr Prediger der christlichen Liebe! wie erniedrigend, wie beschämend muß für euch das Benehmen dieses schlichten Mannes aus dem Handwerkerstande sein! Wolleten werden vom Orte der Trauer so tiefgefühlte und so innig empfundene, weil nicht bezahlte Gebete zum Himmel gedungen sein, als es hier der Fall war. Bei diesem Anlasse können wir nicht umhin, die Thatfache zu verzeichnen, daß wir in unserer Stadt in den letzten Jahren mehrere Selbstmordfälle zu verzeichnen hatten, bei welchen jedoch die hochwürdige Geistlichkeit keinen Anstand nahm, sich hier und da selbst in größerer Anzahl zu betheiligen; allein hier, bei einem wegen Existenzsorgen zugrunde gegangenen Amtsdienere, den gewiß nur eine an

Wahnsinn grenzende Verzweiflung in den Tod trieb, da ist es freilich etwas anderes!

— (Der Unfug des Schnellfahrens) in engen Gassen und bei jähen Straßenwendungen nimmt trotz aller behördlichen Verbote doch wieder in einer Weise überhand, daß es nicht überflüssig erscheint, die Polizei-Organen auf die mit diesem Unfuge verbundene Gefährdung der Sicherheit des Lebens aufmerksam zu machen. Namentlich macht sich der gerügte Uebelstand bei der Einmündung der Bahnhofsgasse in die Petersstraße und bei der Einmündung der Barmherziggasse in die erstgenannte viel befahrene Straße bemerkbar. Einsender dieses entging am 23. d. vormittags nur mit knapper Noth der Gefahr, von einem der drei an der letztgenannten Straßenkreuzung im raschen Trab zufällig zusammentreffenden Comfortables überfahren zu werden. Wenn schon unsere Koffelentker nicht so einsichtsvoll sind, ihren armen, abgeschundenen Comfortableröhlein in engen Straßen oder bei Straßenkreuzungen die Erholung einer langsamen Fahrt zu gönnen, so ist es Pflicht der Sicherheitsorgane, für eine strenge Durchführung der bestehenden Fahrordnung zu sorgen. Man statuieren nur einige Exempel, bestrafe jede vorkommende Ueberschreitung der behördlichen Vorschriften mit unnachsichtiger Strenge, und wir sind überzeugt, daß der gerügte Unfug sehr bald abgestellt sein wird.

— (Eine ausgiebige Jagdbeute.) St. Hubertus hat in unseren Tagen der Sonntagsjägeri so viele Kostgänger, daß er nicht im Stande ist, allen Anforderungen der Jagdfreunde zu genügen. Das erfuhr auch zu ihrem großen Leidwesen eine aus circa 20 Köpfen bestehende Jagdgesellschaft, welche am vergangenen Sonntag, mit Hunden und Jagdgeräthe reichlich versehen, auszog, um in den Revieren von St. Veit des edlen Waidwerks zu pflegen. Doch, ob sie auch zogen flurans flurein, kein Häslein wollt' ihre Beute sein! „Hurrah, trara, hurrah!“ Endlich hatte St. Hubertus ein Einschen und schickte ihnen ein Stück „Rothwild“ zu, welches die wackeren Jäger erlegten und in Gestalt eines — Eichhähchens glücklich nach Hause brachten.

— (Das Ergebnis des Turnfestes) ist insofern ein günstiges zu nennen, als dasselbe trotz der schlechten Witterung vom Sonntag nachmittags doch noch einen nicht unerheblichen Ueberschuß ergab.

— (Zur Bevölkerungsstatistik Krains.) Gegen Mitte der vierziger Jahre hat Professor Dr. Hlubek eine Untersuchung über die Bevölkerungsverhältnisse Krains veröffentlicht, welcher der Durchschnitt der zehnjährigen absoluten Bevölkerungsdichtigkeit mit 434,474 Seelen zugrunde gelegt war. Die jährliche Sterblichkeit betrug damals unter Abzug des Cholerajahres 1836 11,257. Die Cholerafälle mit eingerechnet hat die Sterblichkeit im genannten Jahre mit 14,746 Todesfällen ihren Höhepunkt erreicht. Beachtenswerth ist, daß sich nicht nur die Durchschnittszahl der Sterblichkeit zu den Todesfällen des Cholerajahres wie 1 : 1³/₁₀ verhält sondern daß sich auch die Durchschnittszahl der Ehen (2456) zu den Eheschließungen des Cholerajahres (3295) wie 1 : 1³/₁₀ verhält — ein interessanter Beleg des alten Spruches: „Hymens Fadel wird an der Grablampe angezündet.“ Die Zahl der Geburten betrug nach Hlubeks Angaben durchschnittlich 13,177. Auf 33 Lebende entfiel also eine Geburt, eine Verhältniszahl, welche sich auch heute nur wenig geändert haben dürfte und welche Krain in Bezug auf Fruchtbarkeit der Bevölkerung ziemlich weit zurück in der Reihe der Länder Europa's stellt. Wie nämlich nachgewiesen ist, wird die höchste Fruchtbarkeitsziffer in Europa mit einer Geburt auf 22 Seelen erreicht, während die geringste auf 33 Seelen eine Geburt zählt.

— (Die deutsche Kronprinzessin in Cilli.) Am 20. d. um 1 Uhr nachmittags traf die Kronprinzessin von Deutschland mit dem Schnellzuge von Römerbad in Cilli ein, bestieg auf dem

Bahnhofs die von Römerbad vorausgeschickte Equipage und fuhr mit ihrer Begleitung nach der A. N. Schütz'schen Thonwarenfabrik zu Liboje. Dasselbst traf sie um 1³/₄ Uhr ein und wurde vom Fabriks-Inhaber und dessen Frau in ehrerbietiger Weise begrüßt. Die hohe Frau besah sodann mit lebhaftem Interesse die im Magazine aufgestellten Kunstfabricate, gab ihr Urtheil über einzelne, ihr theilweise schon von der Münchener Ausstellung bekannte Gegenstände ab und machte in der Fabrik, nachdem sie ihre ganz besondere A.erkennung ausgesprochen, diverse Bestellungen und Einkäufe. Hierauf nahm sie im Park des Herrn Schütz den Thee. Nach vierthaltstündigem Aufenthalte verabschiedete sich die Kronprinzessin in der liebenswürdigsten Weise und fuhr direkt nach Römerbad zurück.

Witterung.

V a i b a c h, 23. September.

Trübe, regnerisch, schwacher Ost. Wärme: morgens 7 Uhr + 13⁵/₁₀, nachmittags 2 Uhr + 15⁵/₁₀ C. (1878 + 17⁰/₁₀; 1877 + 5⁸/₁₀ C.) Barometer im Steigen, 734.59 Millimeter. Das gestrige Tagesmittel der Wärme + 15⁸/₁₀, um 2⁰/₁₀ über dem Normale.

Angekommene Fremde

am 22. September.

Hotel Stadt Wien. Schnapp, Privat, Agram. — Freiherr v. Boules-Rußig, k. k. penf. Statthalterrath; Klay, Ministerialsekretär; Duschek, Reiz.; Heintz, Schauspielerin; Schwarz, Km.; Aufsz v. Mirnau f. Tochter und Baron Klesheim f. Sohn, Wien. — Jaschi, Bauunternehmer, Pola. — Romouc, Ingenieur, Stuhlfelßenburg. Hotel Csefany. Hartmann, Kaufmann, Graz. — Weber, Private, Klagenfurt. — Gorup, Slavonien. — Lufer, Apotheker, Wien. — v. Santi, k. k. Nidhinspektor, Trieste. Kaiser von Oesterreich, Klein f. Familie, Agram. — Mogolinic, Hausbesitzer, Gurksfeld. — Harmer, Pola. Wöhren, Bodir, k. k. Beamter, Wien. — Berberber, Rechnungs-Wachmeister, Landspreis. — Kautic Marie und Feisel Katharina, Zabria.

Aleppo, beste schwarze Schreibinte.

Reiner Gallusextract unter Garantie des Fabrikanten. Vorräthig bei (412) 54-9 Carl S. Till, Unter der Franke Nr. 2.

Wiener Börse vom 22. September.

Allgemeine Staats-Anl.	Geld	Ware	Geld	Ware
Papierrente	67 85	67 95	Nordwestbahn	129 75 130 25
Gilbrente	68 95	69 05	Rudolfs-Bahn	135 50 136 —
Silbrente	81 30	81 40	Staatsbahn	266 25 266 75
Staatslose, 1854	120 50	121 —	Südbahn	83 35 83 75
„ 1860	129 —	129 25	Ung. Nordostbahn	128 60 129 —
„ 1860 1/2	128 —	128 25		
„ 100 fl.	157 50	157 75		
„ 1864				
			Pfandbriefe.	
			Obendobrenbankanstalt	
			in Geld	116 50 117 —
			in österr. Währ.	100 — 100 25
			Nationalbank	101 20 101 35
			Ungar. Obendobren-	99 80 100 —
			bank	
			Prioritäts-Oblig.	
			Elisabethbahn, 1. Em.	97 — 97 25
			Herb. Nordb. f. Silber	105 — 105 50
			Frans-Joseph-Bahn	96 50 96 75
			Südbahn, 1. Em.	103 — 103 50
			Öst. Nordwest-Bahn	97 — 97 25
			Siedenbürger Bahn	72 80 73 —
			Staatsbahn, 1. Em.	169 — 169 50
			Südbahn 2. Em.	121 50 122 —
			„ 3. Em.	102 70 103 —
			Privatlose.	
			Kreditlose	170 50 171 —
			Rudolfslose	18 25 18 50
			Devisen.	
			London	117 60 117 70
			Geldsorten.	
			Dulaten	5 60 5 61
			100 Francs	9 36 9 37
			100 d. Reichsmark	57 75 57 80
			Silber	100 — 100 —

Telegraphischer Kursbericht

am 23. September.

Papier-Rente 67.55. — Silber-Rente 68.55. — Gold-Rente 80.75. — 1860er Staats-Anlehen 126.40. — Bankactien 830. — Kreditactien 263.50. — London 117.25. — Silber —. — R. f. Münzducaten 5.59. — 20-Francs-Stücke 9.33¹/₄. — 100 Reichsmark 57.55.